

Zum Faksimiledruck von **Gottfried Kellers** **Urlegenden**

Autor(en): **Waser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573775>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Faksimiledruck von Gottfried Kellers Urlegenden.

Im Gottfried Keller-Heft wurde hier *) von einem Literaturkenner, der sich weniger von Berufs wegen als aus innerer Berufung seit bald einem Menschenalter mit unsern beiden großen Zürcherdichtern beschäftigt und der deshalb immer Besonderes zu sagen hat, über die literarischen Schicksale des wunderlichsten und wonnigsten der Kellerbücher, der Sieben Legenden, berichtet. Dabei prägte sich einem als besonders interessantes Ergebnis dieser trefflichen kleinen Arbeit die Tatsache ein, daß Keller, der einstige Jesuitenfresser, in seinen mutwillig verirdischten Heiligengeschichten von den österreichischen Katholiken Ferdinand Kürnberger und Wilhelm Fischer-Graz besser vertragen und feiner empfunden wurde als von dem monänen, nordisch protestantischen Fontane. Wenn dies nun auch nicht eigentlich wunderbar ist — denn der Protestant, nichts ahnend von dem traulichen und ganz menschlich beglückenden Umgang, den der Katholik mit seinem Himmlischen pflegt, und von jenem Heiligenlicht, das keine Flamme hinter verschlossenen Türen ist, sondern ein milder Schein, der lieb und allseitig das Irdische durchdringt, hat es schwer, den Weg zu Kellers aphrodisischer Madonna zu finden, die es „immer lächert, wenn ein Liebeshandel im Anzug ist“ — diese Tatsache regt doch mächtig an zum Nachdenken über Kellers seelische Eigenart, seine künstlerische Einfühlung und über des Schalkes heitere Herzensgüte, und da außerdem Heinrich Mosers Studie mehrfach in die Entstehungsgeschichte, in Wesen und Wirken des Legendenbuches hineinzündet, darf, wer an dieser Stelle über eine Neuausgabe des Werkes zu referieren hat, sich füglich auf deren äußere Besonderheiten beschränken. Freilich, da es sich um die Urveröffentlichung der ersten Fassung handelt und um einen Faksimiledruck, bedeutet das Äußere mehr als bloße Neußerlichkeit.

Aus Wienerbesitz, wohin die in den Jahren 1857/58 entstandene Urhandschrift der Legenden einst als Gabe des Dichters

an eine Verlosung gewandert, ist das Manuskript auf Umwegen, dank der Opferwilligkeit eines Zürcher Literaturfreundes, unlängst nach Zürich zurückgeführt und der Zentralbibliothek, der derzeitigen Verwalterin des Kellerschen Nachlasses, übergeben worden. Diese noch unbekannte Handschrift hat nun der Raschersche Verlag zum Kellergedenktage in einem getreuen Faksimiledruck herausgegeben *), und daß er es auf eigenes Risiko getan hat, diesen Weltkläften zum Trotz, dem großen Dichter zu Ehren, darf wohl rühmend erwähnt werden. Nun ist zwar sonst wohl die Ausgabe der ersten Fassung eines Dichterwerkes vorab eine Angelegenheit der Literaturhistoriker; in diesem Falle aber rechnet der Verlag, wie schon die prächtige Ausstattung anzeigt, auf einen weitem Interessentenkreis. Hoffentlich mit Recht; denn schließlich muß es für jeden einigermaßen literarisch organisierten Menschen und besonders für jeden Kellerfreund ein ersprießliches Unternehmen sein, durch Vergleichung der ersten Niederschrift mit der fast fünfzehn Jahre später erschienenen Buchausgabe sich den seltenen Einblick in die Dichterwerkstatt zu verschaffen. Da entdeckt man denn, daß einige der Legenden eingreifende Aenderungen und Erweiterungen erfahren haben, so etwa die „Jungfrau als Ritter“, wo nicht nur das amüsante Rencontre mit dem Teufelschwanz, sondern auch die Beschreibung des Turniers mitsamt den beiden ergötlich grotesken Schnauzbärten, Guhl der Geschwinde und Maus der Zahllose, fehlen, und die Geschichte von Dorotheas Blumenkörbchen, die in der ersten Fassung ohne den himmlischen Schluß war mit seinem märchenartig schalkhaft-wehmütigen Ausklang. Und man kann einmal die bekannte Tatsache, daß der zweite Teil des Tanzlegendchens eine spätere Zugabe ist, selbst nachprüfen und sehen, wie knapp, aber auch wie künstlerisch geschlossen die erste Niederschrift war

*) Gottfried Keller, Sieben Legenden. Faksimiledruck nach der bisher unveröffentlichten ersten Fassung der Originalhandschrift in der Zentralbibliothek Zürich. Lugsäbdruck in 500 handschriftlich nummerierten Exemplaren ausgegeben zum 100. Geburtstag Gottfried Kellers. Zürich, Rascher & Co., 1919.

*) Julinummer der „Schweiz“ S. 395 ff.

und daß die Partie im Himmel — spät und spontan als dichterische Vision einem musikalischen Eindruck entsprungen — zwar den Rahmen der Musagengeschichte sprengt, sie jedoch seelisch und bildnerisch wundervoll bereichert. Vielleicht aber ist die Kenntnis solcher bedeutender Änderungen nicht einmal das Wertvollste, was uns die Urhandschrift schenkt. Seltsamer, reizvoller und in gewissem Sinne auch aufschlußreicher ist es, den einzelnen kleinen Retouchen nachzugehen und zu beobachten, wie durch Streichung, Ersatz oder Hinzufügung einzelner Worte und Wörter kleine Banalitäten des gewöhnlichen Sprachgebrauches, kleine Roheiten zu wenig geprüfter Empfindung, kleine, Maß und Stimmung verletzende Uebertreibungen getilgt werden und wie andererseits auf nüchterne Gegenden ein stiller Glanz oder gar ein tief weitwirkendes Leuchten gebreitet und grauen Gewässern ein lustiges Blitzen entlockt wird.

Nun handelt es sich aber nicht bloß um eine Neuausgabe, sondern um einen Facsimiledruck, und das will nichts anderes heißen, als daß uns hier vom lebendigen Leben des Dichters ein gutes Stück geschenkt wird. Daß die Ausgabe durch keinerlei Kommentar beschwert ist, berührt angenehm: man ist allein mit dem Dichter, in seinem Allerheiligsten, und man braucht durchaus nicht Graphologe zu sein, um mit den Zügen dieser Hand als gemacht in des Dichters Seele und innerstes Leben einzudringen, mit dieser so gar nicht flüssigen, eher stoßenden kleinen Schrift, die reicher an Hemmung ist als an Schwung und doch mit einer gewissen emsigen Zierlichkeit die Bogen füllt. Man denke nur, wie ganz anders lebendig und selbstherrlich Jeremias Gotthelfs Hand durch die Seiten rauscht: klar ausgerichtet die Zeilen, die langen Buchstaben schlank und hochgerect, die Majuskeln großartig — ein Thron Gottes das große B, das u-Zeichen wundervoll geschwungen wie die triumphale Dachründe am Berner Bauernhaus — um zu fühlen, wie zögernd und merkwürdig bescheiden mit ihren unauffälligen Großlettern Kellers Schrift sich dartut; geradezu etwas Schüchternes hätte sie, wenn in den kurzen, gemuhten Strichen

nicht soviel Kraft läge, soviel Unabhängigkeit in der eigenwilligen Zeichenverbindung und wenn die seltenen Paraphen nicht diese köstliche krause Schalkheit verrieten. Aber was das nachkostende Auge doch vor allem fesselt und beglückt, das ist die (das bekannte Wort eines Literaturhistorikers dementierende) weite Herzensgüte und die schlichte Ehrlichkeit, die diese aller Ecken und Spizigkeiten wie aller Schnörkel und phantastischen Ausläufe bare Schrift offenbart. Und merkwürdig rührend und eigentlich ehrfürchtig ist es, aus der bewegten Hand die Empfindung des Augenblicks zu erfühlen, den raschen Impuls, die innere Erregtheit, den heitern Anlauf und die leise Schwermut der Ermüdung. Wenn man aber etwa beobachtet, wie bei der Geschichte vom schlimmheiligen Vitalis die Feder außergewöhnlich stattlich, kräftig und beredt auszieht, während sie sich nur zart und fast zaghaft an das Tanzlegendchen wagt, darf man daraus doch nicht voreilig den hübschen und einleuchtenden Schluß ziehen, daß sich in der Schrift einerseits das Vergnügen, mit dem der Dichter seinem sonderbaren Märtyrer zu Leibe rückte, und andererseits die Scheu vor der Gestaltung der Holdesten unter den Heiligen spiegle. Vielmehr mag die Tatsache, daß der Anfang des schlimmheiligen sich noch beinahe mit Abschriftstreue an den den Legenden zugrunde gelegten Kosegarten'schen Text hielt, die Erscheinung erklären. Denn bei sensibeln und stark konzentrierten Menschen mag es vorkommen, daß Hand und Hirn nicht gleichmäßig zu schaffen vermögen, sodaß also die unsichere Hand den stark arbeitenden Geist verrät. Jeremias Gotthelf, der reichströmende und weit ausgreifende Erzähler, verlor auch im dichterischen Schöpfungsakt nicht die Sicherheit und den schönen Schwung der hoch hintrabenden Feder, bei Keller, dem streng gesammelten Künstler, aber fällt es durch das ganze Lebenswerk hin auf, wieviel klarer, größer, gleitender und auch schwungvoller seine Schrift wird, sobald es sich um bloße Abschrift handelt, also um das Werk der vom entlasteten Geiste kontrollierten Hand.

Die Vorlage für diesen Facsimile-

druck steht nicht auf so staatsmäßig schönem Bütten, wie es der Verlag für seine Luxusausgabe verwendete, sondern auf dünnen, fast randlosen, graulich durchwölkten Blättern, wie man sie früher etwa zu Kollegienheften benutzte, und eigentlich entspräche solch dürftiges Papier besser der Bescheidenheit einer Schrift, die — als aller Zeichen der Eitelkeit und des

Größenwahnes entbehrend — eine große Seltenheit darstellt unter Dichterschriften; aber es ist doch angenehm, daß sich dem Auge die wertvollen Zeichen klar und nobel bieten, und denen, die in papierarmer Zeit diese vornehme Publikation ermöglichten, sei der Dank dafür nicht vorenthalten.

Dr. Maria Waser, Zollikon.

Frau Grünberg.

Nachdruck verboten.

(Aus dem „Uebergang“, der nichts Geschriebenes ist.)

Von Fanny Finsler, Zürich.

Als Kind bestaunte ich oft jene Art von neuen Häusern, die aus rotem Backstein gebaut und mit Balkonen und allerlei Mauer Schnörkeln verziert waren. Das Lustige, Modische daran erschien mir als Ausdruck einer besondern Lebensfreude, in deren Besitz die Bewohner solcher Bauten stehen mußten. Ich beneidete deshalb von Herzen alle Kinder, die in den neuen Häusern daheim waren, und mit Gefühlen höchster Langeweile gedachte ich unseres alten Hauses Schlichtheit, das, grau und ehrwürdig, nichts mit dem bunten Leben gemein hat.

Nun sind rote Häuser längst nicht mehr mein Traum, und Sandsteinverzierungen und Gußisenbalkone haben keinen Reiz mehr für mich. Denn alles dies ist jetzt gemein und in vielen Variationen das Alltägliche.

Rot ist die Häuserfront an der Schrankestraße, aber farblos der Hof dahinter und grau verwischt die Aufschrift gegenüber: Conditorei. Briefkasten reihen sich bettlerhaft im Eingang. Sie weisen die Namen Frech, Wolf, Fröschel, Weißbein, Glücksmann und Grünberg.

Das Treppenhaus ist wie die Straße: man begegnet Frauen und Kindern, die stumm grüßen oder staunen, und Menschen, die auf die Stufen wie aufs Pflaster spucken. Man tritt auf Gemüse- und Papierresten, und einmal traf ich ein Kindertaschentuch, das gar niemandem gehörte. Das Fenster am obersten Treppenabsatz, das Ausblick gibt auf Mauern und Zinnengeländer, ist belegt mit den Steppdecken der Juden Grünberg.

Hier haben die Decken die letzte Phase ihrer Existenz erreicht. Die Reise in die

Lumpensammlerei ist nicht weit, und nachher macht der Uebergang vom Fehen zum neugepreßten Papier das Elend vergessen, das sie ausdünsten.

Der Hof ist der Werkplatz der Jugend. Mit Hammer und Säge wird gestaltet, Schwerter und Stelzen sind das Ergebnis.

Lümpel sind hier nichts Urges. Freundschaftlich drücken sich die Kameraden im Schmutz herum.

* * *

An jenem Dezembernachmittag, als das unzeitige Hagelwetter alles, was laufen konnte, unter schützende Dächer peitschte, sah sich plötzlich die Jüdin Frau Grünberg allein auf der langen Straße. Sie fuhr zusammen beim Hieb des ersten Hagelkorns; dann aber setzte sie ruhig ihre Krücke weiterhin vor sich auf das schlüpfrige Pflaster und lächelte in den Sturm hinein: „Du Herrgott, Du weescht ja, daß ich geh' mit dem Stod. Werf mi net um.“

Bei ihrer Freundin angekommen, warf sie triumphierend den nassen Mantel fort: „Heut' war ich die Stärkere, der Herrgott hat mi net umg'worf'n — oh, ich bin stark und groß — wie — die Flieg'n an der Wand.“ Klein und Groß war in diesem Augenblick gleichwertig. Ihr Menschenstolz hatte sie aufrecht vor den Herrgott hingestellt. Schwäche und Armut waren von ihr abgefallen, alle Details bedeutungslos geworden. Die Freundin drängte Frau Grünberg alles Zufällige wieder auf. Sie erzählte bei einer Tasse Tee von ihrem einträglichen Beruf, und ihr geldgieriges Gesicht blieb nicht ohne Eindruck auf die Jüdin. Auch sagte dieser